

*Linhart, Friedrich: Ein Mann aus Zwittau. Leben zwischen slawischen Völkern in Frieden und Krieg.*

Context, Obertshausen 1995, 165 S.

Der Autor dieses autobiographischen Berichts, Jahrgang 1903, stammte aus Zwittau in Mähren, studierte Forstwirtschaft in Wien, und dann, aus der praktischen Überlegung, daß er sein Fortkommen in der Tschechoslowakei suchen würde, in Brünn, wo er, im Gegensatz zu vielen anderen Sudetendeutschen, gutes Tschechisch erlernte. Das Buch zeichnet seine berufliche Karriere nach, seinen Dienst in Polen im Zweiten Weltkrieg, die Niederlage Deutschlands und die Aussiedlung der Sudetendeutschen, soweit sie seine Familie betraf. Der Leser erfährt so gut wie nichts über Linharts Elternhaus, seine Frau und drei Söhne, die nach seinem Tod dieses Buch veröffentlichten. Wir wissen auch nicht, wieviel Editionsarbeit ihrerseits noch nötig war. Er fühlte sich im deutschsprachigen Zwittau als Bürger zweiter Klasse und empfand die Tatsache, daß seine Heimat zur Tschechoslowakei gehörte, als großes Unrecht.

Landläufige Ansichten und Behauptungen übernahm er ohne zu überlegen, ob es nicht auch andere plausible gab. Hatten die Sudetendeutschen das moralische Recht gehabt, das von ihnen bewohnte Gebiet, das auf Einladung tschechischer Könige von Deutschen im Mittelalter kolonisiert wurde, dem Deutschen Reich, noch dazu *dem* Deutschen Reich, einzuverleiben? Ähnlich wie wahrscheinlich die Mehrheit der Sudetendeutschen, glaubte er ohne zu zweifeln, daß Beneš sagte, daß man ihnen alles nehmen und nur ein Taschentuch zum Weinen lassen solle.

Linhart war, aus seinen eigenen Aussagen zu schließen, ein Opportunist. Obwohl er, wie er behauptet, nie die geringste Sympathie für den Nationalsozialismus hatte, angeblich weil er als Sohn von Arbeitgebern den Sozialismus ablehnte, trat er der Sudetendeutschen Partei und nach der Besetzung des Randgebiets der NSDAP bei; vielleicht um seine Ordnungsliebe zu zeigen, fügte er hinzu: „Einen provisorischen Ausweis darüber habe ich noch in meinen Akten.“ Als Freischärler und Mitglied des deutschvölkischen Turnvereins, sah er sich auf dem rechten Flügel der politischen Bühne.

Nach seiner Rückkehr nach Hause 1945 ersetzte er wohlweislich das Hitlerbild im Forstamt durch ein Stalinbild, schenkte einem tschechischen Jäger ein Geweih, „damit habe ich ihn bis zu einem gewissen Grad in der Hand“ und zog, „um dem Ansturm der Russen zu begegnen, die tschechische [sic] Staatsflagge auf.“ Wollte er unbedingt ehrlich sein oder war er naiv, z. B. auch wenn er von Lebensmittelsendungen schrieb, die er seiner Frau aus dem hungernden Polen schickte?

Wie viele andere Sudetendeutsche hielt er die Besetzung der „Resttschechei“ für einen großen Fehler, mit der irrigen Begründung, daß „die Tschechen als nüchterne Realisten durchaus bereit [waren], mit dem Reich eine Zoll- und Währungsunion einzugehen.“

Über den Nationalcharakter der Tschechen machte er sich wiederholt Gedanken, so wie auch über den der Polen und der Preußen, sieht ihn aber unter dem Einfluß der Ereignisse nicht immer gleich. Wenn er die deutschen Studenten mit ihren blutigen Ehrenhändeln und Reden von Satisfaktion schildert, scheint er ihnen sogar die tschechische Studentenschaft vorzuziehen, die „weltanschaulich und organisatorisch das Spiegelbild der politischen und sozialen Struktur des tschechischen Volkes ist“. Man kann viel zwischen den Zeilen lesen, wenn er z. B. schreibt: „auch unter den Tschechen gab es mutige und anständige Leute“. Davon, daß es im Allgemeinen permanente Nationalcharaktere gibt, war er überzeugt. So hielt er die Tschechen für weniger ehrlich als die Preußen, aber für viel demokratischer als die Polen, und zusammen mit den alten Österreichern, zu denen er sich auch zu rechnen schien, für verbindlicher als die Deutschen. Allerdings bewundert er am meisten von allen Menschen, die er im Buch schildert, einen tschechischen Offizier, sowohl wegen seiner „einmaligen Leistungen“ als Legionär im Ersten Weltkrieg als auch wegen seiner „menschlich wertvollsten und politisch reifsten Ansprache“ nach dem Münchener Abkommen, „die ich in meinem Leben gehört habe“ (S. 52).

Das Buch ist auch wegen der Informationen darüber, „was die Deutschen wußten“ interessant; Linhart erwähnt z. B. das Vernichtungslager Majdanek und zitiert einen Kollegen, der bezweifelt, „daß die Welt nach allem, was wir angerichtet haben und noch anrichten, uns nach dem Krieg erlauben wird, wenigstens in [...] Hütten zu leben“. Eine Passage, in der er Mitglieder der Gestapo über ihre Greueltaten, Foltermethoden und die „Liquidierung“ der jüdischen Bevölkerung berichten läßt, und die Bemerkung, daß sie „Blutarbeit verrichten mußten“ und für ihr Leben nach dem Krieg fürchteten, ist besonders aufschlußreich.

Abgesehen von einer abfälligen Bemerkung über die Ostjuden in Wien finden wir bei ihm keine antisemitischen Äußerungen. Im Gegenteil, da die Juden (nach seiner Meinung) immer loyal zu den Deutschen hielten, könnten nur die Spinner unter ihnen Antisemiten sein. Er lehnte den Antisemitismus als „primitiv und trottelhaft“ ab, schien aber in seiner, der antisemitischsten aller Hochschulen, nicht aufzufallen. Er wollte kein jüdisches Beutegut annehmen, lobte aber ein früher jüdisches Haus, das er in Polen bewohnte. Die lebendigste Passage im Buch ist die, in der er von einem schönen und klugen jüdischen Mädchen erzählt, das den Gestapoleuten den Haushalt führte und sich mit dem Gespann selbst zu ihrer eigenen Hinrichtung fuhr.

Linhart war davon überzeugt, daß die beschworene Pflicht über alles geht, und daß man, auch wenn man das Naziregime für das größte Unglück und den Krieg für verloren hält, „nicht einfach davonlaufen kann“.

Etwas rätselhaft ist die editorische Arbeit der drei promovierten Söhne Linharts. Ich denke z. B. an die Behauptung in der Einleitung: „Seit Mai 1945 hatte sich das Verhältnis der Tschechen zu allen Deutschen gewandelt“ und an die vielen nicht vermerkten Kolloquialismen, darunter das regelmäßig verwendete Wort „liquidiert“ im Zusammenhang mit ermordeten Juden und Polen.